



[Nachdruck verboten.]

Das Geheimniß von St. Wingate.

1) Roman von Ludwig Freiherr von Posch.
Erster Band. — Erstes Kapitel.
Die geheimnißvolle Fremde.

Vor dem Thore des „Rothem Löwen“, des besten Gasthauses von St. Wingate, stand die Wirthin in Erwartung der Gäste, welche der Schnellzug bringen sollte.

Endlich humpelte der alte schwerfällige Omnibus über das holprige Pflaster des Marktplazes und hielt vor dem Thorbogen. Eine junge Dame, deren seltene Schönheit sofort der Wirthin auffiel, entstieg dem Wagen.

„Ihre Dienerin, Miß, wünschen Sie hier zu bleiben?“ begrüßte Frau Fitch die Fremde.

„Auf kurze Zeit, Sie können mir etwas Wein und Bisquit geben.“

Aus dem Tone und den feinen Bewegungen der Fremden errieth Frau Fitch, daß sie eine Dame aus der guten Gesellschaft vor sich habe. Sie führte den Gast in das beste Zimmer, wo sie ihr Platz auf einem alten Lehnstuhle anbot und den Tisch deckte.

Die junge Fremde, deren edle Gestalt ein Kleid und Mantel von schwerer dunkler Seide umhüllten, warf ihren Hut ab und antledigte sich der Handschuhe.

Frau Fitch musterte unauffällig die Dame, deren reizende Züge sie zu fesseln schienen.

„Könnte ich wohl in der Stadt eine möblirte Wohnung bekommen?“ fragte die Fremde.

„Eine möblirte Wohnung?“ erwiderte die Wirthin nachsinnend. „Da fällt mir gerade ein, daß Frau Smith noch einige Zimmer frei hat. Sie hat mich, Ihrer zu gedenken, wenn eine Nachfrage wäre. Frau Smith ist eine achtbare Wittwe, bei der Sie gewiß sehr gut aufgenommen wären. Wünschen Sie vielleicht, daß ich nach ihr schicke?“

„Nein, ich danke, ich werde mir die Wohnung selbst ansehen. Wollen Sie so gütig sein, einstweilen auf meinen Koffer zu achten.“

„Necht gerne.“ antwortete die Wirthin, „ich bitte aber um Ihren werthen Namen.“

„Frau Blad“, erwiderte die Fremde.

Die Wirthin geleitete ihren Gast auf die Straße und zeigte den Weg zum Hause der Wittwe Smith. In wenigen Minuten hatte es Frau Blad erreicht.

Frau Smith, eine lebhafte kleine Dame mit rundem, rothem Gesichte, empfing die Fremde mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit und führte sie durch ihre Wohnung, von welcher sie einen Salon und ein Schlafzimmer vermietthen wollte.

Die beiden Frauen wurden bald einig. Frau Blad befaßte gleich die Miethe für einen Monat voraus, nachdem sie Frau Smith anvertraute, daß sie in naher Zeit einer schweren Stunde entgegeniehe.

„Wozu Ihnen Gott seinen Segen geben möge,“ bemerkte Frau Smith herzlich. „Damit Sie sich nicht ermüden, werde ich drüben beim „Rothem Löwen“ Ihre Rechnung begleichen und Ihr Gepäck in meine Wohnung bringen lassen.“ Mit diesen Worten hüchelte sie eilig davon.

Wieder nach Hause zurückgekehrt, fand sie ihre Mietherin in träumisches Sinnen versunken auf dem Sopha sitzen.

„Ich störe vielleicht?“ sagte sie zu der jungen Dame, deren blaße Züge fast geipensfisch von dem goldbraunen Haare

„Im Gegentheil,“ erwiderte Frau Blad, ihr herzlich die Hand reichend, „ich habe Sie um einige Aufklärungen zu bitten. Vor Allem bitte ich, mir zu sagen, welche Ärzte Sie in Saint Wingate haben,“ begann die Fremde.

„Da wären gleich die beiden Brüder Burns.“

„Die Doktoren Burns — sonst Niemand?“ bemerkte die Fremde erstaunt.

„Außer Mr. John und Mr. William Burns war noch ein dritter Bruder da, der aber vor einigen Jahren gestorben ist. Seit einigen Monaten ist hier ein dritter Arzt, sein Name ist Wilford. Ich weiß vorderhand nur so viel von ihm, daß er aus London, ein schlanker, schöner, eleganter Herr von höchstens dreißig Jahren ist. Er war einmal hier, mietete ein Haus und bemühte sich um Praxis. Er scheint auch durchzudringen, besonders in Familien, die sich erst seit kurzem im Stadtviertel angesiedelt haben.“

„Ist dieser Doktor Wilford geschickt?“

„Die Leute sagen, daß er mit seiner Kunst beide Brüder Burns zuammen in die Tasche steckt; dagegen meinen wieder Andere, daß er seine Gedanken nicht immer ganz beisammen hätte. Jetzt hat er ein sehr vornehmes Haus erhalten, einen Kapitän Harcourt, einen alten, adeligen Herrn, dem die Gicht arg aufsetzen soll.“

Die Fremde suchte bei dem Klange dieses Namens zusammen.

„Die Leute“, fuhr Frau Smith in ihrer Erzählung fort, „sollen aus einer entfernten Grafschaft hergezogen, sehr stolz und unzugänglich sein. Es sind drei Fräulein da, das ältere, dann das zweite, das sehr schön ist, und das dritte, beinahe noch ein Kind. Doktor Wilford soll sehr häufig im Hause verkehren.“

Die Fremde klammerte sich krankhaft an die Lehne des Sophas ein dumpfer Schrei entrang sich ihren Lippen, in tiefer Ohnmacht sank sie zurück.

„Gott im Himmel, was ist Ihnen?“ rief Frau Smith entsezt.

Regungslos lag die Fremde lag.

Bestürzt eilte Frau Smith die Treppe hinab in das Hinterhaus und rief nach Hilfe. Händeringend klagte sie einem Dienstmädchen, daß die junge Frau, welche bei ihr eingezogen sei, im Sterben liege, dann lief sie wieder zurück in ihre Wohnung; das Mädchen folgte ihr auf dem Fuße.

„Da ist keine Hilfe mehr, sie ist todt,“ jammerte Frau Smith verzweifelt, als ihre Bemühungen, die Ohnmächtige wieder ins Leben zurückzurufen, vergeblich waren.

„Neben Sie doch nicht so dummes Zeug,“ fiel ihr das Mädchen ins Wort, indem sie die rathlose Frau bei Seite drängte und rasch Stirne und Schläfe der Bewußtlosen mit Wasser besprenge.

Die Fremde schlug die Augen wieder auf, ihr matter Blick traf Frau Smith und das Mädchen, welches sich so sorgsam um sie bemühte.

„Ich habe Sie erschreckt,“ flüsterte sie mit schwacher Stimme; „verzeihen Sie. Ich hätte Ihnen nicht verschweigen sollen, daß seit einiger Zeit meine Nerven zerrüttet sind und ich wiederholt von Ohnmachtsfällen heimgejucht werde.“

„Keine Entschuldigung; ich danke Gott, daß meine Augen um Sie grundlos war,“ sagte Frau Smith, der Fremden zärtlich die Wangen streichelnd. „Jetzt möchte ich Sie aber bitten, ein wenig der Ruhe zu pflegen. Sollten Sie etwas benöthigen, so bitte ich, nur zu klingeln, ich werde dann sofort zu Ihren Diensten sein.“

Dankbar lächelte die Fremde der gutherzigen Frau zu, die sich, gefolgt von dem Mädchen, auf ihr Zimmer zurückzog.

„Sagen Sie, Frau Smith, wer ist denn eigentlich die Dame?“ fragte das Mädchen.

„Da wollen Sie mehr wissen, liebe Susanne als ich selber weiß,“ erwiderte Frau Smith.

„Ich möchte nur wissen, ob sie verheirathet ist?“

„Verheirathet? Welche Frage! Haben Sie denn den goldenen Ehering an ihrem Finger nicht glänzen sehen?“

„Na, alle Eheringe werden auch nicht in der Kirche angesteckt,“ meinte Susanne schnippisch. „Die Dame sieht zwar sehr anständig aus, mich wundert aber nur, daß sie, so jung, ganz allein in der Welt herumreist. Wo mag wohl ihr Mann sein?“

„Auf Reisen, sagte sie mir.“

„So, was hat sie aber hier zu suchen?“

„Ja, wenn ich das wüßte! Sie kennt hier keinen Menschen. Bei mir hat sie sich danach erkundigt, wie es hier mit den Ärzten bestellt ist.“

Ein Klingeln aus dem Zimmer der Fremden unterbrach das Gespräch. Frau Smith eilte in das Gemach der jungen Dame.

„Ich bitte Sie,“ sagte Frau Mack merklich erschöpft, „diesen Brief noch heute bestellen zu lassen. Ich fühle mich so abgespannt, daß ich einen Arzt zu mir bitten will. Ich fühle mich leidend und möchte einem neuerlichen Ohnmachtsanfall vorbeugen. Ich habe vorhin in ihrer Begleitung ein junges Mädchen gesehen, ist das vielleicht Ihre Tochter?“

Diese Frage hätte Frau Smith beinahe beleidigt. Wie konnte auch die Dame denken, daß ein Mädchen von zwei- und dreihundertjährig Jahren ihre Tochter sein konnte, nachdem man sie in der Stadt, obwohl sie Wittwe war, noch immer eine begehrenswerthe Frau nannte.

„Nein, Madame,“ versetzte sie kurz, „ich habe weder Kind noch Regel. Das Mädchen heißt Susanne Forster und hält sich nur zufällig hier im Hause bei ihrer Schwester auf, bis sie wieder einen Platz findet. Sie soll den Brief sogleich an seine Adresse besorgen.“

„Haben Sie denn auch die Adresse gelesen?“ fragte die Fremde.

Frau Smith zog ihre Brille aus der Tasche und las mühsam die Aufschrift. „Das ist ja an Doktor Wilford!“ rief sie erstaunt.

„Sie haben mir doch diesen Herrn als geschickt bezeichnet; ich denke, man soll die Anfänger unterstützen.“

„Ich habe nichts gegen Ihre Wahl einzuwenden,“ sagte Frau Smith entschuldigend, „ich bin nur deshalb für die Burns eingekommen, weil sie mich schon seit Jahren behandeln. Der Brief wird sogleich an Doktor Wilford bestellt werden.“

Auf ihrem Zimmer angelangt, besah sie sich noch einmal die Adresse. „Das ist doch sonderbar,“ murmelte sie vor sich hin, „da steht: „Arthur Wilford,“ wie weiß sie denn, daß er so heißt? Weiß ich's doch selber nicht.“

Sie rief Susanne aus der Küche zu sich herein und theilte ihr ihre Bedenken mit. Das Mädchen wußte aber keine bessere Aufklärung zu geben, als daß vielleicht die Köchewirthin der Dame den Doktor Wilford empfohlen haben könnte.

„Wenn Sie wünschen, trage ich den Brief zum Doktor,“ sagte das Mädchen.

„Ja, mein Kind, Du erweist mir damit einen großen Gefallen,“ erwiderte Frau Smith, das Mädchen zur Thüre hinausdrängend.

Susanne eilte dem Hause des Dr. Wilford zu. Dort angelangt, erfuhr sie von dessen Diener, daß der Arzt plötzlich nach London zu seinem schwer erkrankten Vater abgereist sei. Sie übergab den Brief mit der dringenden Bitte, ihn dem Herrn Doktor sofort nach dessen Rückkehr einhändigen zu wollen.

Zweites Kapitel.

Eine schwere Stunde.

Frau Smith stand vor dem Thore ihres Hauses, um Susannens Rückkehr abzuwarten, „Gott sei Dank,“ rief sie ganz erregt, als sie das Mädchen herankommen sah, „die Dame ist wirklich ernstlich krank!“

Susanne am Arme fassend, zog sie sie die Treppe hinauf zum Zimmer der Fremden.

Frau Mack saß im Lehnstuhle, dessen Arme sie krampfhaft festhielt. Ihr aufgelöstes, goldig schimmerndes Haar fiel wild über den Nacken herab. Ihre Brust hob sich in raschen Athemzügen. Ihr stehender Blick ruhte auf Susanne, die, gerührt von dem Bilde, welches die Kranke bot, auf sie zugeeilt war.

„Fassen Sie Muth, armes Kind,“ sagte Susanne, ganz vergebend, daß sie einer Frau gegenüberstand, „lehnen Sie Ihr liebes Köpfcgen an meine Brust, es wird Alles wieder gut werden.“

Die Leidende folgte willig. „Wird Doktor Wilford bald hier sein?“ frug sie, die Worte schwer hervorpressend. „Man könnte vielleicht noch einmal nach ihm senden, damit er sich mehr beeilt.“

„Er ist leider diesen Morgen abgereist,“ sagte Susanne.

Die Fremde sah erschreckt zu ihr auf, dann brach sie in Weinen aus.

„Muß es denn gerade Doktor Wilford sein?“ bemühte sich Susanne zu trösten. „Die hiesigen Aerzte sind Ihnen ja alle fremd, ich bin davon überzeugt, daß Ihnen einer von den Brüdern Burns ebenso gute Dienste leisten wird wie Doktor Wilford.“

Verlegen flüsterte die Fremde ihr ins Ohr: „Ich habe aber an Doktor Wilford geschrieben, daß er meine Behandlung übernehmen möge, und ich besitze leider nicht die Mittel, zwei Aerzte bezahlen zu können.“

(Fortsetzung folgt.)

Von der Mode.

Mit der Mode geht es wie mit der öffentlichen Stimme: Es ist gleich schwach und gefährlich, sie zu viel und zu wenig zu achten. Wer nachzudenken gelernt hat, dem braucht man das nicht weiter zu erklären. Sicher ist, daß die neuerdings von der Mode eingeschlagenen Wege es den Verständigen unter den Frauen erleichtern, sich in den von gesundem Schönheitsinn und vernünftigen Sparankheitsrücksichten gezogenen Grenzen zu bewegen, ohne daß ihnen der Vorwurf mangelnden Verständnisses für die kulturelle Bedeutung der Modeschwankungen gemacht werden darf. Der Feinsühlige, der Kluge ist immer geeignet, Schule zu machen. Wenn nun eine mit hohem Geschmack begabte Dame einen Theil ihrer Geisteskraft dazu verwendet, aus zwei älteren Toiletten eine einzige hochmoderne zu machen, so kommt sicher etwas dabei heraus, was Andere zur Nachahmung reizt. Die Höhe der Mittel, mit welchen dies geschieht, ist Sache des Einzelnen. Arbeitet er nur mit neuem und deshalb weit kostspieligerem Material, ist's seine Sache. Jeder auf seine Art und auf seine Verantwortung. Die Mode aber wird sich wohl hüten, die Sparjamen zu mißachten, die, wenn auch ohne lautes Geschrei, in treuer Stetigkeit ihrem Banner folgen.

Es ist wirklich wunderbar bequem für diese stillen Anhänger der Mode, daß die Röcke neuerdings ebenio vielfach aus zweierlei Stoff gearbeitet werden wie bislang die Taillen. Man setzt entweder nur die Vorder- und die Hinterbahn von absteckenden Stoffen ein, oder man richtet die sämtlichen Rockbahnen, vier, sechs oder acht, nach unten auf die gleiche Breite ein und läßt dann die betreffenden Farben mit einander abwechseln. Daß es unschwer ist, auf diese Art Rockfarraturen herzustellen, wird jeder Leser einleuchten. Selbst im günstigsten Falle aber, also in demjenigen, der die Weisheit zum Richter angerufen, wird auf den ungetheilten Beifall der Beschauer nicht zu rechnen sein. Da ist nun derjenige wieder der Geheide, der sich weder zu viel noch zu wenig oder gar nichts aus diesem Beifall macht. Allzu grell abstechende Farben und Stoffe, die keinerlei Verwandtschaft zeigen, ergeben selbstredend eine unharmonische Vereinigung. Zu dem Leuchtenden, Farbenprächtigen bildet das Dunkle, Ruhige aber keinen grellen Gegensatz, sondern lediglich einen wirksamen Untergrund. So wird z. B. das Verarbeiten eines älteren Kleides aus buntem, schwerem Damast mit einem eben solchen aus schwarzem Damast ein außerordentlich befriedigendes Bild ergeben können, besonders dann, wenn z. B. schwarze Spitzen, dunkler Federbesatz oder fein abgetönte Belsstreifen zu Vermittlern zwischen dem hellen und dem dunklen Stoffe ernannt werden. Die in letzter Zeit aufgetauchten Falbel-Besätze, die man größtentheils als alte Bekannte begrüßen darf, geben ebenfalls Gelegenheit, außer Kurs gekommene Vorräthe in neuer Gestalt das Tageslicht begrüßen zu lassen. Eigenartig wirken die sogenannten Serpentin-Volants, die, in starrer Rundung geschnitten, nach dem Aufsetzen oben glatt und nach unten in gleichmäßige Wellen ausfallend erscheinen. Besätze dieser Art machen sich am besten in Sammet und feinem Tuch. Man findet sie häufig in der Zusammenstellung mit schön ausgeführten, perlenverzierten Seidenstickereien, jedoch auch mit

seidene
streuten
schmück
haben,
erhalte
aber
Spaulen
den M
überlat
D
immer
haften
nahe b
soll es
z. B.
von d
Straß
lichen
schmück
der S
Geschm
stattete
feinen
sie als
jedoch
eingena
auf de
sprode
Schmel
Silber
und S
tischen
tafshol
Agraff
und J
derung
Simili
sollen,
Nitter
oder fa
edig
Die S
dem g
exempl
und T
Theate
zuruf
möge,
mit d
selbst
können.
W
Herrlich
gute W
bereiten
sie fat
Weible
lich hat
gelorgt
Farben
Schöpf
wunder
oder
farbige
eine F
Lebens
Ramille
Blätter
Arten.
Rüsche
Zacken
Rüsche
einrah
erfegen
meist d
mit be
W
wand i
Stahl
schmitt.

Ein
weint
Farben
solle
de
ist hirt
ragen i
hab ne
Sphäric
find es
Kalt,
einheit
Streich
behälter
immer
forten
wie bo
nähm
best.

seidenen Schrägseifen, metallisch glänzenden oder paillettenüberstreuten Vorten abwechselnd. Daß die Taillen in ihrer Aus schmückung mit der Ausstattung des Rockes übereinstimmen haben, ist selbstverständlich. Die Boleros und Fignarjäckchen erhalten sich noch immer in Gunst; sie zeigen in jüngerer Zeit aber meist große, bis auf die mächtige Kermelpuffe oder die Spaulette ausladende spitze Aufschläge, die, wenn die Toilette für den Abend bestimmt ist, mit schön geschliffenen Steinen geradezu überladen sind.

Das Leuchtende, Bligende findet überhaupt nicht nur noch immer den alten Anklang, sondern die Vorliebe für die märchenhaften Lichteffekte hat sich nach gar mancher Richtung hin beinahe bis zum Tadelnswerthen gesteigert. Was in aller Welt soll es bedeuten, daß intimere Theile des weiblichen Anzuges, z. B. die zur Zeit in ihrer Herrschaft noch nicht im Mindesten von der Reformbewegung erschütterten Schnürmieder, mit Straßsteinen besetzt werden? Vom Standpunkte einer wirklichen Dame aus dürfte der Zweck einer solchen Ausschmückung schwer zu bestimmen sein. Ob wohl das Besticken der Strümpfe mit Gold, Silber, Pailletten und Steinen dem Geschmace einer solchen entspricht? Was die luxuriös ausgestatteten, bunten Halsgarnituren anbelangt, die mit Hilfe einer feinen Feder um jedes Bändchen gelegt werden können, so sind sie als „Ding an sich“ recht hübsch und von gefälligen Ansehen, jedoch in ihrer Anwendung heikler, als mancher für diese Neuheit eingenommenen Dame klar geworden sein mag. Ist der bereits auf dem Kleide befindliche Auspuz von irgend welchem ausgesprochenen Charakter, zeigt er z. B. in auffälliger Weise schwarzen Schmelz, so muß ein Phantasiebändchen mit Stahlplättchen, Silberfädenereien oder dergleichen fördernd wirken. Pelz, Federn und Spitzen stimmen zu Allem, und so werden denn von praktischen Damen die aus diesen Zuthaten zusammengesetzten Phantasieholstrunde am liebsten gekauft; eine schöne Schmale oder Agraffe aus Similitsteinen vorn am Schluß giebt ihnen Leben und Feuer genug, um trotz allem selbst hochgehenden Anfordernngen an lichtfreundliche Eleganz zu genügen. Die Straß- oder Similitsteine werden, wo sie in großen Massen verwendet werden sollen, jetzt der verringerten Kostspieligkeit halber durch eine neue Mitterart ersetzt oder doch mit ihr vermischt, die, ob nun weiß oder farbig, bei ihrer schüsselartigen Vertiefung und mit ihren eckig spiegelnden Facetten wie geschliffene Edelsteine wirken. Die Schmuckagraffen, Halsgarnituren und Gürtel, welche außer dem genannten, zierlicheren Material noch mächtigere Einzel-exemplare von nachgeahnten Saphiren, Smaragden, Rubinen und Topasen zeigen, haben denn doch eine starke Hinneigung zum Theaterschmuck, und es reizt uns, der Mode ein warnendes Wort zuzurufen, daß sie doch nunmehr mit ihrem Steinsetzen einhalten möge, da sie uns schon jetzt in ganz bedenkliche Gefahr bringt, mit dem Prunkten falschen Scheines mehr zu thun, als wir selbst ihr gegenüber noch mit gutem Geschmace verantworten können.

Wo nähme man aber wohl ernstlichen Unwillen her einer Herrscherin gegenüber, der selbst in ihren Mißgriffen noch der gute Wille gedankt werden muß, ihren Unterthanen Freude zu bereiten! Ist es denn auch nur möglich, Alles aufzuzählen, was sie fast täglich erdenkt und erfindet, um die Augen der holden Weiblein aufleuchten zu machen in hellem Entzücken? Wie mütterlich hat sie in diesem Winter nur wieder für die liebe Balljugend gesorgt! Rubinrosa mit Grün, helles Rubinroth gab sie als Farbenparole aus; so recht aus frohem, festlich gestimmtem Schöpfergemüth herauskam diese Bestimmung, und über all die wunderartigen Stoffe, die von ihr in den prächtigen Modifarben oder auch in Weiß und Schwarz mit bunter Stickerei über farbige Seide zur beliebigen Auswahl gebreitet werden, streut sie eine Fülle auserselener Blumen, den reizendsten Schmuck des Lebenslenges. Da sind hauptsächlich Eriten in großer Menge, Kamillen, Narzissen und Orchideen, Kastanienblüthen nebst Blättern und vor Allem Chrysanthemum in hundert verschiedenen Arten. Diese Lieblingsblume der Mode wird auch französisch in Küschen nachgeahmt, die aus dünenförmigen, in tiefe franzenartige Zaden eingeschnittenen Tafeltheilen bestehen. Diese wie andere Küschen und Klischees, welche auch Besatztheile und sogar Schärpen einrahmen, sind im Ballsaal heuer ganz besonders zu Hause; sie ersetzen die vornehmen, schwerer wirkenden Pelzbesätze, welche zu meist der passivere weibliche Theil der Ballbesucher noch immer mit besonderer Vorliebe verwendet.

Auf der Eisbahn freilich umrandet der Pelz auch das Gewand des rosigsten Badfisches, der je auf silberhellglänmernden Stahlshuben kunstvolle Figuren in die winterliche Spiegelgläche schnitt. Weich schmiegt sich das Pelzmützchen an das wellige

Haar, fest überragt von einem aufstrebenden Stechpalmenzweig, dessen rothe Beeren glänzen wie Badfischens volle Lippen, durch die die weißen Mäulezähne schimmern. Stechpalmenzweige und Weilchen sind die Modoblumen, insbesondere für den Eis sport. Diejenige, welche sich das Weilchen zum Schmuck wählt für des alten Winters Hofdienst im Freien, kann auch ein reizendes Beutelchen tragen aus wunderherrlichem Brocatstoff mit weißem Atlasfutter und einer vollen Weilchenumrandung, die, wenn der Beutel offen, einen Kranz, wenn er geschlossen, einen vollen Strauß bildet. Der Weilchenbeutel spendet einen so wunderbaren Duft, als habe der junge Lenz in eigener Person seine blauen Blüten nachgelüftet. Ja, was ein vornehmes Weilchenparfum im Battisttaschentuch nicht thut! Also zur Beherbergung des Taschentuches dient der brocatene Pompadour? Jawohl; beileibe nicht für das Portemonnaie, denn das gehört hinter den Weilchenstrauß, der aus der Mustafache herporragt. Höchstens Eins darf sich dem Taschentuch gesellen: ein schön geschliffener, stählener Glücksnagel. Er verhindert, daß die Reverenzen auf dem eisigen Hofparkett zu tief ausfallen. Und das ist etwas werth. Denn auch die reizendste junge Modedame sieht unelegant aus, wenn sie mit dem Näschen den Boden küßt.

Erdbeben im neuen Jahre.

Die Erde ist im neuen Jahre wieder unruhig geworden. Nachricht auf Nachricht über leichtere Erdrerschütterungen in Oesterreichs südlichen Provinzen folgt sich. Wenn auch die Zeitungen von diesen wiederholten Erschütterungen bisher wenig Notiz nahmen, so verlohnt es sich der Mühe, sie bis zum heutigen Tage in ihrer Gesamtheit zusammenzufassen. Schon in der Sylvesternacht erweckte die Erdscholle die Bewohner des vom letzten verheerenden Beben bekannten Unterfrainer Gebietes mit einem etwas unsanften Neujahrsgrüße und seitdem will die Scholle nicht mehr recht zur Ruhe kommen. Es scheint auch, als ob das Centrum der Bewegung in Unterfrain läge, von wo sich die Erschütterung einerseits nach Orien, andererseits nach Westen fortsetze. Es dürfte sich um Querbeben handeln, deren Ursache in Verschiebungen der Erdrinde zu suchen ist. Solche Verschiebungen werden nach Professor Dr. Goernes wieder zumeist bedingt durch den Wärmeverlust im Erdinnern, welcher das Volumen des Kernes verringert und in der zu weit gewordenen Kruste Spannungen erzeugt, die sich in vertikalen und tangentialen Bewegungen auslösen, welche dann uns Menschen als Erdbeben fühlbar werden, die zumal auf der Abgrenzung der einzelnen sich senkenden oder horizontal verbliebenen Schollen, den „Stoßlinien“, Verheerungen zu verursachen im Stande sind! Der Jahreseschluß bereits brachte, wie erwähnt, in vielen Gegenden Unterfrains nächtliche Erdrerschütterungen. Am bedeutendsten waren dieselben in und um Kassenfuß, wo vor Jahren das Erdbeben längere Zeit hindurch eine fast alltägliche Erscheinung war. Diesmal erlebte man dort schon vom 29. auf den 30. Dezember 9 Uhr 23 Minuten Abends einen heftigen mit unterirdischem Dröhnen verbundenen Erdrüttler, so daß das Gebälke der Gebäude knarrte und Fenster scheiben und Gläser klirrten. Diesem Beben folgte ein zweites schwächeres. Auch in Katschach bei Steinbrück, also in nördlicher Richtung, gab es eine Erdrerschütterung. Am Abend des 2. Januar und in der folgenden Nacht nahmen die Leute um Adleschitz ein recht lebhaftes Erdbeben wahr; die Stöße wurden als vertikale bezeichnet. Am 3. Januar befanden sich die Pfarrinassen beim Hochamte in der Kirche, als die Erde unter Dröhnen zu beben begann, es war 10 Uhr 30 Minuten. Die Richtung der Erschütterung war Südwest-Nordost. Kurze Zeit darnach erfolgte eine schwächere Erschütterung des Bodens und um 11 Uhr 30 Minuten erfolgte ein drittes Beben. Vom 3. auf den 4. Januar folgten um 12 Uhr 45 Minuten Nachts drei rasch aufeinanderfolgende vertikale Erdstöße. Am 3. Januar wurden auch in der Umgebung des Städtchens Tschernembl fast zur gleichen Zeit wie in Adleschitz zwei Erdrüttler, und zwar um 10 Uhr 25 Min. und nach 11 Uhr Vormittags, wahrgenommen. Alle diese Ortschaften liegen in Unterfrain. Man trat eine mehrtägige Ruhe ein, bis am 17. Januar Abends 9 Uhr 29 Minuten sich ein dumpfes unterirdisches Dröhnen und gleich darauf ein wellenförmiges Beben des Bodens in Katschach fühlbar machte. Man spürte deutlich zwei Stöße nacheinander, nach Nordost verlaufend. Die Erscheinung dauerte 3 Sekunden. Die Schlafenden wurden unsanft aufgerüttelt, die Wachenden durch das Schütteln und Klirren er-

Handwritten notes and stamps at the bottom of the page, including a circular stamp on the left and a rectangular stamp on the right.

schreckt. Auch die Bewohner des nahen Domjale und des Egger Bezirks wurden aufgerüttelt. In Egg, das an der nach Steiermark ziehenden Reichsstraße erhöht liegt, war das Beben eigentümlich. Zuerst ein unterirdisches Grollen, dann ein Brausen in der Luft, wie bei einem gewaltigen Sturm, endlich die von Nordost gegen Südwest verlaufenden Erdrüttler. Hier sollen die Erscheinungen 6—7 Sekunden gedauert haben. Ein großer Schrecken hatte sich der Bewohner bemächtigt. Am 22. sagten die Bewohner von Laibach selbst ein Erdbeben voraus. Es war ein so geringer Luftdruck zu verzeichnen, wie seit Jahren nicht. Ein „Erdbebenwetter“, sagten die Laibacher. Und in der That, nachdem es den ganzen Tag über geschneit und Abends einige Male geblitzt hatte, gab es um 9 Uhr Abends zwei rasch aufeinander folgende Erdstöße, bestiger als am 17. Charakteristisch war das auffallend lange unterirdische Rollen, das die Stöße einleitete. Die ganze Erscheinung dauerte 3 Sekunden. Am 24. Januar um 9 Uhr 30 Minuten Abends wurde in Bilek, Neubilek und Trebinje (Herzegowina), also südlich von bisherigen Erdbebenherde, ein zwei Sekunden dauerndes, wellenförmiges Erdbeben von Süd nach Nord verspürt. Am 25. machte sich in östlicher Richtung und nicht allzu entfernt von Unterfrain gleichzeitig in mehreren Gegenden Kroatiens ein ziemlich leichtes Erdbeben bemerkbar; so wurde in Ottocar gegen 11 Uhr Nachts ein Erdstoß verspürt, dem ein unterirdisches Getöse voranging. In Jamnica wurden die Bewohner um 1 Uhr 44 Min. Nachts von einem Erdbeben, begleitet von unterirdischem Getöse, aufgerüttelt. Das Beben dauerte 4 Sekunden und verlief von Nord nach Süd. In Agram erfolgte der Stoß um 1 Uhr 46 1/2 Min. mit wenig Geräusch und nur eine halbe Sekunde dauernd; er kam aus Nordost. Diesem Stoße folgten dann innerhalb einer Viertelstunde noch einige leichtere Wellenbewegungen. Gleichzeitig mit dem ersten Stoß war auch in Lasinja ein leichtes Beben zu verspüren. Die letzte Nachricht von Erdschütterungen in den südlichen Provinzen Oesterreichs kommt endlich aus Pakraz in Kroatien, wo am 28. Januar um 3 Uhr 12 Min. Nachts ein schwacher Erdstoß in der Richtung von Süden gegen Norden stattfand, nachdem Tags vorher, fast um die gleiche Stunde, etwas vor 3 Uhr Nachts, in westlicher Richtung von Unterfrain in der südtirolischen Stadt Rovereto ein ziemlich heftiges, jedoch kurzes Erdbeben, von Osten nach Westen verlaufend, die Bewohner unsanft aufschreckte. Eine Stunde später erfolgte ein zweiter Stoß, etwas schwächer, jedoch mit starkem, rollendem Getöse. Hoffentlich wird sich das Jahr in seinem weiteren Verlauf besser anlassen, als der Anfang befürchten ließ.

Allerlei.

„Det bin ik!“ Eine köstliche Episode spielte sich vorgestern in einem nördlichen Vorort von Berlin ab. In diesem Orte wohnen nicht wenig Leute, die auf den Namen „Schulze“ hören. Unter der großen Menge dieser Namensvetterschaft sind es nun aber vier Brüder, auf situirte Leute, welche von den übrigen Bewohnern des in Rede stehenden Vororts der besonderen Beachtung gewürdigt werden. Um diese vier Auserwählten nun nicht mit der breiten Menge der gewöhnlichen Schulzen zu verwechseln, hat man jedem der vier noch einen besonderen Namen beigelegt. Der reichste der Brüder heißt „der reiche Schulze“, sein Bruder, ein Kiesgrubenbesitzer, heißt „Kieseschulze“, ein dritter Bruder, welcher in Folge eines Leidens stets ein trübseliges Auge hat, hört auf den schönen Namen „Blieseschulze“ und der letzte endlich führt aus irgend welchem Grunde — ob mit Berechtigung oder nicht, wollen wir hier nicht untersuchen — die nähere Bezeichnung „der dämliche Schulze“. Vorgestern kam auf der Hauptstraße des Orts ein Wagen mit Mauersteinen angefahren. Als der Kutscher vor einem Brunnen ein Mann stehen sah, wandte er sich an diesen mit den Worten: „Sage Se mal, id soll hier Mauersteine abladen, wech aber de Adresse nich genau. Können Se mir nich sagen, wo hier 'n gewisser Schulze wohnt?“ „Hm“, verzogte der Angeredete, „Schulzen giebt det hier 'ne ganze Menge, da wird det wohl schwer sind, den richtigen zu finden, wenn Se de Adresse nich wissen.“ „Na“, erwiderte der Kutscher, „vielleicht jehet det doch noch; mein Herr sagt, id soll man nach'n „dämlichen Schulzen“ fragen, den kennt ja jeder Kind.“ „So, na dem jahren Se man hier uff'n Hof. Der dämliche Schulze, det bin id.“

Das größte Faß der Welt. Das Heidelberger Faß ist nunmehr gänzlich in den Schatten gestellt. Die gewaltigste Tonne, die jemals hergestellt wurde, besteht jetzt das kleine Dertchen St. Georges Menard, in der Nähe von San Francisco in Californien. Diefes

„Tonnenkönigin“ faßt ein Quantum von 79 000 Gallonen Flüssigkeit, während das weltberühmte Heidelberger Faß nur rund 49 000 Gallonen aufnimmt und schon 1769 außer Dienst gestellt ist. Die St. Georges Tonne ist aus Rothholz zusammengefügt. Das Bauholz war besonders für diese große Tonne gut nützlich, und von zehn Stücken wurde nur je eins von der Prüfungscommission für verwendbar erklärt, da kein einziges Stück mit Knoten oder Flecken als zulässig befunden wurde. Das Material war dann zwei Jahre lang gezeitigt worden, ehe man an die Errichtung des Faßes ging. Zwei Wagonladungen Stahl waren für die Reifen erforderlich. Der Kiebel erreicht eine Höhe von 30 Fuß und mißt 26 Fuß im Durchmesser. In der nämlichen Kellerei liegen drei weitere Faßer von größeren Dimensionen als die des Heidelberger Stück, sie erscheinen wie Zwergge im Vergleich zu der Tonnenkönigin.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren vorläufiglich. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Der kürzlich verstorbene „Journalist, Staatsmann und Kunstforscher“ Sir Joseph Crowe hat Memoiren herausgegeben, die seine Lebenserignisse, seine Lebensentwicklung von 1825 bis 1860 schildern und die von befreundeter Hand soeben im Verlage der Königlichen Hofbuchhandlung v. C. S. Mittler u. Sohn, Berlin SW12 (Preis 7,50 Mk.), in deutscher Uebersetzung erschienen sind. Geheimer Ober-Regierungsrath Dr. Max Jordan, durch Freundschaft dem Verewigten verbunden, hat dieser Ausgabe das Geleitwort gegeben. Max Jordan hebt darin mit Recht nicht nur die Vielseitigkeit, die Zuverlässigkeit seines Charakters, den Reichtum an Welt-erkenntnissen unterer Zeit hervor, die sich in Crowes Lebensgange, unter seiner Beschäftigung abgepiegelt haben, sondern vor Allem, daß dieses Leben ein Musterbeispiel dafür ist, in welche hoch aufsteigende Laufbahn die Lust des Willens, das unermüdete ernste Forschen und Schaffen, die der Verewigte übte, führen können; dafür ist er unteren Zeitgenossen ein erhebedes Vorbild. Ein echt moderner Mensch, gewinnt er durch seine Zeitungskorrespondenzen eine Weltkunde, die er sodann im diplomatischen Dienste zu verwerthen weiß, genügt seinen reichen Geistesgaben durch hochverdienstliche Kunstforschungen und erholt sich in den Ruhestunden durch künstlerische Leistungen. Es lohnt sich wahrlich, den Schilderungen, die er von sich und seinen Erlebnissen selbst bietet, Gehör zu schenken.

Mit „Troßige Herzen“, dem neuesten, lange mit Spannung erwarteten Roman von W. Heimbürg, eröffnete jüngst die „Gartenlaube“ ihren neuen Jahrgang 1897. Von demselben liegt uns das erste Heft vor. Der Roman ist in ihm soweit fortgeschritten, daß der Leser bereits das wärmste Interesse den Gestalten derselben entgegenbringen muß. Die Verfasserin zeichnet sich in ihren Darstellungen durch Herzgewärme und Gemüthsreife aus; diesmal sind diese namentlich die Frauenwelt gewinnenden Eigenschaften mit einer äußerst spannenden, rasch fortschreitenden Handlung verknüpft. W. Heimbürg ist ein Liebhaber weitester Leserkreise und zweifellos wird auch der neue Roman „Troßige Herzen“ den reichsten Beifall finden. — Außerdem bringt das erste Heft der „Gartenlaube“ noch den Anfang eines anderen Romans von Ernst Mueltenbach (Ernst Lenbach). „Die Hansgebrüder“ lautet der Titel, die Handlung spielt in der Gegenwart; sie spiegelt die Schicksale von drei Universitätsfreunden wieder. Der Verfasser versteht an die Handlung meisterhaft allerlei Betrachtungen über die sozialen Zustände in unserer Zeit zu knüpfen. „Die Hansgebrüder“ werden von allen Freunden ernütert und doch spannend fesselnder Lektüre willkommen geheißen werden. Auf dem Gebiete der populären Artikel wahrte die Gartenlaube mit Glück ihren alten Ruf. Aus der Fülle des Gebotenen greifen wir nur ein einiges hervor. Da belehrt uns F. Bunt über „Die Elektrizität im Hause“; Professor Max Haushofer bespricht in dem trefflich geschriebenen Artikel „Liebeszauber“ verschiedene Tragödien und Komödien des Abglaubens in alter und neuer Zeit. Sehr zeitgemäß ist die trefflich illustrierte Abhandlung „Spiele in Eis und Schnee“ von Balduin Grotler, in welcher neben neuen die altbewährten deutschen Winterergänzungen anschaulich und fesselnd geschildert werden. Für Eltern und Lehrer besonders beachtenswerth ist der gediegene Aufsatz „Strenge und Güte“ von Dr. Alfred Spigner, in welchem die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf verschiedene Fehlerhaftigkeiten der Schulkinder, die in der Verrostung ihre Hauptursache haben, gelenkt wird. Endlich hat der hundertste Wiederkehr seines Geburtstages ein interessanter illustrierter Artikel gewidmet. Der Vordruck des uns vorliegenden Heftes ist äußerst reichhaltig und überaus sorgfältig ausgeführt. Die Rubrik allerlei praktische und nützlicher Winke hat eine bedeutende Erweiterung erfahren. So sucht die „Gartenlaube“ in gefälliger und geeigneter Weise die verschiedenartigen Bedürfnisse ihres so weiten Leserkreises zu befriedigen.

Antwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto F. Hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
 urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X189702061-15/fragment/page=0008
 DFG